



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hellentum und Christentum : 8. Libanius

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dezernenten befähigte, die Bedeutung der entscheidenden Maßnahmen immer klar zu übersehen und sich mit den wirklichen Bedürfnissen des Lebens und mit den ausführenden Behörden seines Ressorts in Übereinstimmung zu halten.

(Fortsetzung folgt)



Hellenentum und Christentum

8. Libanius



In den zwei Jahrhunderten, die dem Zeitalter Trajans folgten, entfaltete sich das der Menschheit durch Christus anvertraute Samenkorn zum weltüberschattenden Baum. An dem konnten die Heiden nicht mehr vorübergehn, als sähen sie ihn nicht, auch sich nicht über sein unbequemes Dasein mit ein paar spöttischen Bemerkungen hinwegsetzen. In dem Bau der Kirche wurde es offenbar, daß ein neuer, schöpferischer Geist auf die Erde herniedergestiegen war. Nicht in Worten menschlicher Weisheit hatten ihn die Apostel gebracht, sondern durch die thatkräftige Erweisung seines Besitzes. (1. Kor. 2, 4.) Sie hatten den Geist erwiesen durch die Erweckung einer unerhörten Begeisterung und Opferwilligkeit, durch die Pflanzung inniger Bruderliebe, durch die Stiftung eines Gottesdienstes, der, an die Erbauung in den Synagogen anknüpfend aber durch das eucharistische Mahl bereichert, von allen heidnischen Kulturen ebenso grundverschieden war wie vom jüdischen Tempeldienst, und durch eine Gemeindeorganisation, aus der die Hierarchie herauswuchs. Das war etwas ganz neues. Kultgemeinschaften wucherten ja neben dem Staatskult und den Kulturen der Stadtgottheiten massenhaft. Aber die christliche Kirche war unendlich mehr als eine örtliche Vereinigung von Mithras- oder Cybelegläubigen. Sie war um das Jahr 300 ein das ganze Reich durchsetzender wohlgefügter Staat im Staate, dessen Behörden obrigkeitliches Ansehen genossen, sodaß vor ihren Richterstuhl nach 1. Kor. 6 nicht bloß religiöse, sondern auch bürgerliche Streitfragen gebracht wurden, dessen Gemeinden die Sitten ihrer Angehörigen überwachten, wie es im alten Rom der Zensor gethan hatte, und planmäßig soziale Aufgaben lösten, die von den Staats- und den Stadtbehörden bis dahin nur sozusagen dilettantisch behandelt worden waren; die Christen organisierten als die ersten in der Welt das Armen-, Kranken- und Herbergwesen auf verständige Weise: das Kirchenvermögen galt amtlich als *patrimonium pauperum*. Die Kaiser des dritten Jahrhunderts wurden eifersüchtig auf diesen Konkurrenzstaat, denn er schien ja ihre eigne Macht zu bedrohen.

Aber die Bedrohung lag vielmehr in der politischen Unfähigkeit des Völkergemisches, das ja Chamberlain ziemlich richtig charakterisiert hat. Ein Haufen Sklaven und ein Willkürherrscher, das giebt eben keinen lebenskräftigen Staat ab; das Reich war unrettbar dem Untergange verfallen. Die Kirche hat diesen Untergang weder verschuldet noch beschleunigt, sie ist nur im verfaulenden Leibe

der alten Welt als ein junger Leib herangewachsen, der in den politischen Formen des Römerstaats den griechisch-römischen Geist samt dem neuen Geiste des Christentums durch die Zeiten der Barbarei hindurchrettete. Aber die Eifersucht der Kaiser, die gewohnt waren, als allmächtige Götter verehrt zu werden, ist erklärlich und entschuldbar. Diokletian und seine Cäsaren gedachten das neue geistig-weltliche Reich zu zerschmettern. Ihre Kraft erwies sich unzulänglich. Die christlichen Märtyrer, wie viele oder wie wenige ihrer auch gewesen sein mögen — darüber wird bekanntlich gestritten —, hatten an sich nicht so viel zu bedeuten; Fanatiker, die in den brennenden Scheiterhaufen und aufs Schafott rennen, die sich selbst die grausamsten Peinigungen zufügen, hat es auch in andern Religionen genug gegeben. Das entscheidende des erfolgreichen Widerstandes lag darin, daß sich die Christen ihrer geistigen und sittlichen Überlegenheit über ihre Gegner bewußt und der Zukunft ihrer Kirche sicher waren. Ihre Bischöfe, ihre Apologeten benahmen sich nicht wie Fanatiker, sondern rechneten den Behörden vor, daß es ihnen unmöglich sein werde, das Christentum auszurotten, bewiesen mit klaren Gründen die Schuldlosigkeit der Christen und bestimmten genau die Grenze, bis wohin die Pflicht des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit reiche. Der staatskluge Konstantin erkannte, wie thöricht es sei, die Kräfte des morschen Reiches in einem vergeblichen Vernichtungskampfe gegen die neue Macht zu vergeuden; er beschloß, sie in den Staat aufzunehmen und zu seiner Grundlage zu machen. Mochten die Christen noch eine Minderheit sein — sie hatten sich eben dadurch, daß sie der Staatsgewalt erfolgreich Widerstand leisteten, als das einzige politisch brauchbare Material erwiesen; denn was nicht widersteht, das stützt auch nicht, und da die Heiden, ausgenommen die allmählich ins Reich eindringenden Barbaren, durchweg Sklavenseelen waren, so blieben die Christen die einzige Hoffnung der Zukunft. Konstantins Söhne verstanden diese Bedeutung der Kirche nicht; indem sie mit den um Dogmen streitenden Bischöfen despotisch verfahren, wurden sie die Väter des Byzantinismus,^{*)} und der Zustand der Kirche, den sie dadurch verschuldeten, spiegelte dem Apostaten Julian die Möglichkeit des Erfolges vor; erst Theodosius fand wieder das richtige Verhältnis zur Kirche, deren lebenskräftigere Hälfte der Untergang des Westreichs vor dem drohenden Byzantinismus rettete.

In diese Zeit der nächsten Nachfolger des großen Konstantin fällt die Blüte der patristischen Gelehrsamkeit und Beredsamkeit. Es war eine Blüte, der keine Früchte beschieden waren, denn die griechische Kirche erstarrte und verkümmerte; die Zukunft gehörte der römischen Kirche und ihren Barbaren. Von den drei litterarisch bedeutendsten der griechischen *doctores ecclesiae* aber

^{*)} Gegen den sich jedoch die Bischöfe und die Mönche eine Zeit lang energisch sträubten. Als nach dem später zu erwähnenden antiochenischen Aufruhr kaiserliche Richter zu Pferde ankommen, das Strafgericht abzuhalten, befiehlt ihnen ein Mönch abzustiegen und sagt: Die niedergerissenen Kaiserbilder sind wieder aufgerichtet worden; könnt ihr auch das Ebenbild Gottes wieder auferwecken, wenn ihr es getötet habt? Wie Chrysostomus, der nach diesem Aufstande die ersten seiner berühmten Reden hielt, in Konstantinopel den weltlichen Machthabern entgegengetreten ist, das dürfte ziemlich allgemein bekannt sein.

war der eine, Johannes Chrysostomus, ein Schüler, und waren die andern beiden, Basilus und Gregor von Nazianz, Freunde des Libanius, des letzten großen Vertreters echt hellenischer Bildung, neben dem nur zwei seiner Zeitgenossen, Kaiser Julian und der Philosoph Themistius, als Spätblüten des hellenischen Heidentums genannt werden können. Der Mann ist in zwei vorjährigen Grenzbotaufgaben: „Antiochia“ und „Etwas von Verwaltung und Polizei im spätrömischen Reiche“ im fünften und zehnten Heft, kurz charakterisiert worden. Wir haben ihn da kennen gelernt als einen rechtschaffnen und tüchtigen Charakter, der von den Fehlern seiner Kunst: Eitelkeit und Überschätzung der Wortkunst, nicht frei war, der aber seine bedeutenden Geistesgaben und sein Ansehen in den Dienst seiner Vaterstadt und überhaupt des Gemeinwohls stellte, seiner fortwährenden Kränklichkeit ungeachtet unermüdlich arbeitete und seinen Schülern, seinen Mitbürgern und dem Staate gewiß nicht unbedeutend genützt hat. Sievers hat ihm eine Monographie gewidmet, aber es ist ihm bisher noch kein Freund erstanden, der ihn ans Licht gezogen hätte wie Hans von Arnim den Dio von Prusa, obwohl Christ mit Recht sagt, seine Briefe seien für das Verständnis der Zeitgeschichte von unschätzbarem Wert; von den Reden scheint mir das noch in höherm Grade zu gelten. Für die Briefe ist man auf einen ungeschlachten Folianten von 1738 angewiesen. Von den Reden giebt es nur eine vollständige Ausgabe, die von Jakob Reiske, oder vielmehr von Ernestine Reiske, die die Frucht der gemeinsamen Arbeit 1791, siebenzehn Jahre nach dem Tode des Gatten, in vier Bänden veröffentlicht hat. Die bewundernswürdige Frau, über die man einiges in dem Buche „Mutterchaft und geistige Arbeit“ von Adele Gerhard und Helene Simon findet, berichtet im Vorwort, wie sie mit ihrem Manne zusammen gearbeitet hat. Die Reiskische Ausgabe ist nun zwar an sich vortrefflich, und ihren Wert erhöhen noch die erklärenden Anmerkungen des gelehrten Ehepaares und die mehreren zeitgeschichtlich wichtigen Reden vorangeschickten Argumenta nebst beigefügten kaiserlichen Verordnungen aus Jakob Gothofreds Ausgaben einiger Reden von 1631 und 1641, aber sie ist doch eben im Buchhandel nicht zu haben, und ihr Druck thut heutigen verwöhnten Augen weh. Christ schreibt: „Von Förster erhoffen wir eine den heutigen Anforderungen der Wissenschaft entsprechende Gesamtausgabe.“

Hier soll nur noch wenig zur Ergänzung seines Charakterbildes nachgetragen werden. Er war aus sehr guter Familie, deren Mitglieder sich durch den standesgemäßen Municipalpatriotismus auszeichneten und einander zärtlich und thatkräftig liebten. Seine jung verwitwete Mutter, die den Kindern zuliebe auf eine zweite Ehe verzichtete, bereitete ihm eine glückliche Jugend und sorgte namentlich für reichlichen Landaufenthalt. Sie gehörte zu den Müttern, die Chrysostomus in der sechsten seiner durch den Aufruhr von 387 veranlaßten Reden über die Bildsäulen beschreibt. Er will, sagt er da, die sich vor dem drohenden Strafgericht ängstigenden Antiochener trösten wie Mütter ihre Söhne. „Die Lehrer schrecken und prügeln; weinend kommen die Kleinen nach Hause, die Mütter aber drücken sie an ihr Herz, schließen sie in ihre Arme, wischen ihnen die Thränen ab und suchen sie unter Küffen

aufzurichten, indem sie ihnen gut zureden und sie überzeugen, daß ihnen die Plage zum Heile gereiche.“ Als Mann erfreute sich Libanius des höchsten Ansehens nicht allein in seiner Vaterstadt, sondern auch am Kaiserhofe. Ganz im althellenischen Geiste lebend, war er auch von dem Bewußtsein seiner persönlichen Würde und seiner geistigen Bedeutung so erfüllt, daß er mit den Großen nicht anders als auf gleichem Fuße verkehren mochte. Einem neuen Stadthalter macht nicht er die Aufwartung, sondern er erwartet, daß dieser ihn besuche. Nur dann geht er zu den Präsekten und Comites, wenn sie ihn zu sich bitten lassen, oder wenn er Anliegen der Stadt oder einzelner Bürger vor ihnen zu vertreten hat. Der Cäsar Gallus, Julians Bruder, umarmt ihn öffentlich. Wenn er in den an christliche Kaiser gerichteten Reden seinen Glauben an die Götter nachdrücklich hervorhebt, so weiß man nicht, wie hoch die darin liegende Kühnheit einzuschätzen ist, weil sich nicht von jeder dieser Reden ermitteln läßt, ob sie wirklich vor dem Adressaten gehalten, ob sie ihm zugesandt oder nur in Form einer Anrede an den Kaiser in einem kleinen Kreise gehalten oder schriftlich verbreitet worden ist. Die sittlichen Anschauungen des großen Rhetors stimmen mit denen überein, die den edeln Heiden und den Christen gemeinsam waren. Es ist sogar möglich, daß er sich von den neutestamentlichen Schriften ein wenig beeinflussen ließ, die ihm bei seiner Intimität mit den großen Kappadoziern nicht unbekannt geblieben sein können; einzelne seiner Redewendungen, wie auf den Felsen säen (I, 185), erinnern an sie. Sein Wandel war untadelhaft und wich nur in einem Punkte von der strengen christlichen Regel ab. Er heiratete nicht, da er sich seine Kunst zur Gattin erwählt hatte (I, 40), hielt sich aber nicht für verpflichtet, auf Liebe zu verzichten. Er zeugte einen unehelichen Sohn, dem er sein Vermögen hinterlassen wollte, was bei der damaligen Lage der Gesetzgebung seine Schwierigkeiten hatte; zwei Kaiser erwiesen sich ihm dabei gefällig. Zu seinem großen Schmerz starb der Sohn im Mannesalter vor ihm.

Libanius war Rhetor, nicht Philosoph; und wenn auch diese Unterscheidung der beiden griechischen Gelehrtenklassen bei der Wertlosigkeit der damaligen Philosophie eigentlich nichts zu bedeuten hat, so ist sie doch in einer Charakteristik des Libanius von Wichtigkeit. Als Julian zum Partherfeldzug aufbrach, sagte er beim Abschied dem Freunde in Apollon, der kein Geschenk von ihm angenommen hatte, ein Geschenk wenigstens wolle er ihm machen, das wohl nicht zurückgewiesen werden werde, er wolle ihn fortan einen Philosophen nennen, und bemerkte dazu richtig: Deiner Redekunst nach scheinst du in die Liste der Rhetoren, deinem Leben nach in die der Philosophen eingetragen zu sein (I, 88). Als Lebenskünstler verdiente er den Namen Philosoph, seine geistige Thätigkeit aber war durchaus unphilosophisch. Davon, daß das griechische Heidentum längst wissenschaftlich überwunden war, hatte er keine Ahnung, weil er über metaphysische Dinge niemals nachdachte. Es ist schon seltene Ausnahme, wenn er einmal versucht, die Götter und den Götterdienst in einen vernunftgemäßen Zusammenhang mit dem Menschenleben zu bringen, wie in der Lobrede auf die Artemis, der er sich für Rettung aus Lebensgefahr verpflichtet glaubt. Er feiert sie unter anderm als Helferin

der Gebärenden (Eileithya) und sagt, sie vollende das Werk der Aphrodite, denn deren Daseinszweck sei, zum Kinderzeugen zu reizen. Den Irrtum der Menschen, sie mit dem Kostbarsten, was es giebt, in der Form des Menschenopfers ehren zu müssen, habe sie berichtigt, indem sie erklärte, daß man sie durch Erhaltung dieses Kostbarsten, durch Bewahrung des Menschenleibes und seiner Gesundheit, am besten ehre; und ihrer menschenfreundlichen Gesinnung entsprechend habe sie das Skythenland verlassen, um bei den Hellenen zu wohnen (I, 231 bis 233). Auch in der Lobrede auf Konstans und Konstantius kommt (III, 331) ein tiefer und schöner Gedanke vor: der Grundgedanke der heutigen Soziologie. Die Gottheit habe nicht jedem Lande alles beschert, sondern die Güter über die Erde verteilt, um die Menschen durch den Gütertausch zu einer großen Liebes- und Lebensgemeinschaft zu vereinigen. Diese menschenfreundliche Absicht sei durch die Spaltung in feindliche, einander bekämpfende Völker lange Zeit vereitelt und erst durch die Zusammenfassung der Völker in dem einen Römerreich verwirklicht worden.

Aber solche Geistesblitze sind selten bei ihm; über das Moralisieren und die Behandlung praktischer Fragen der Schule, der Gemeinde- und Staatsverwaltung geht sein Denken für gewöhnlich nicht hinaus. Seine Verehrung der Götter unterscheidet sich in nichts von der des ungebildeten Volkes. Er betet zu ihnen um leibliche und geistige Gaben und dankt ihnen für empfangne Wohlthaten, wie der griechische Bauer zu seinem Haus- oder Dorfgott zu beten pflegte, und wie heute noch der katholische Bauer zu seinem Heiligen betet, ohne sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wie das Geschäft der Weltregierung unter die vielen Gottheiten verteilt, und wie überhaupt das Dasein der Himmlischen zu denken sei. Der Zweifler und Spötter Lucian hat für ihn nicht geschrieben. Er ist fromm in altväterischer Weise, sehr fromm. Nie veräußt er es, das Gute, das ihm oder einem andern widerfährt, auf die Götter im allgemeinen oder auf einen bestimmten Gott zurückzuführen, namentlich die Heilung von Krankheiten, die Befreiung von Schmerzen, die Rettung aus Gefahren. Einmal gerät er durch wild gewordne Pferde in äußerste Gefahr; die Geistesgegenwart eines Pferdeknechts rettet ihn. Die Hände, sagt er, waren die des Knechts, der Ratschluß aber war der der Götter (I, 155). Er erzählt, wie er einen ihm sehr teuern Kodes des Thukydides, der ihm gestohlen worden war, wieder bekommen hat; dafür habe er der Göttin gedankt. Lache darüber, wer will, fügt er bei, daß ich über eine solche Kleinigkeit große Worte mache. Mit *ἡ Τυχεῖς* ist in diesem Falle die Tyche gemeint. Die erste und größte seiner Reden handelt nämlich „von seinem Glück“ (*περὶ τῆς ἑαυτοῦ τύχης*) und ist eine Autobiographie. In dem Bilde der Tyche aber verschwimmen ihm die Begriffe Schicksal, Glücksgöttin und Stadtpatronin (daß in der Kaiserzeit der geistloseste aller antiken Kulte, der der Tyche, überhand nahm, und daß diese Tyche als Stadtpatronin gedacht wurde, sodaß jede Stadt ihre eigne Tyche hatte, ist früher erwähnt worden). Die in der langen Rede unzähligmal vorkommenden Anrufungen dieser Tyche erinnern mich an die Patrociniums-predigt eines einfältigen Kaplans in einer den Heiligen Felix und Adauctus geweihten Kirche; nach jedem dritten Satze sagte er: Dazu mögen uns ver-

helfen (oder dafür seien gepriesen) die Heiligen Felix und Ad ad ad adauctus. Mit Tyche wechseln in der Rede ab die Ausdrücke ἡ Τύχη, ἡ δαίμων, τὸ θεῖον, die natürlich dasselbe bedeuten. Neben der Tyche und dem Vater Zeus verehrt er besonders Apollon, der in der Vorstadt Daphne einen prachtvollen Tempel hatte (dem abgebrannten widmet er eine Trauerrede), Artemis und die Mufen; auf den paar Seefahrten, die er in jüngern Jahren machte, rief er die Meergötter an. Ganz mittelalterlich oder auch modern katholisch klingt die Krankheitsgeschichte seines Bruders (I, 126 ff.). Dieser geliebte jüngere Bruder, der bei ihm wohnt und sein Tischgenosse ist, erblindet. Die Ärzte und alle angewandten Mittel helfen nicht. Da beschließt man, zu den Altären und zur Macht der Götter seine Zuflucht zu nehmen. Sie gehn zusammen in den Tempel. Der unglückliche Bruder kann das Bild des Gottes nicht sehen, vermag auch keine Worte hervorzubringen, umfaßt nur die Kniee des Bildes, legt ihm sein Haupt auf den Schoß und benezt diesen mit Thränen. Da auch die Gottheit nicht hilft, klagt Libanius sie an und fragt, warum sie nicht lieber den Tod als solches Elend verhänge.

So bedeutete also die auf Vernünftigkeit verzichtende Götterverehrung dieses letzten geistig hervorragenden Gläubigen die Bankrotterklärung des alten Glaubens. Doch darf man diesen nicht sinnlosen Aberglauben scheitern. Eine tief gewurzelte alte Volksreligion ist mit allen übrigen Vorstellungen und Lebensgewohnheiten derart zu einem Ganzen verflochten, daß sich ihre als unhaltbar erkannten Lehren nicht herauschneiden lassen, ohne daß das ganze nationale Dasein und die Einheit des Seelenlebens in jedem Einzelnen gefährdet zu werden scheint. Deshalb sträubt sich jeder Gläubige gegen die Erkenntnis der Unhaltbarkeit und fürchtet sich vorm Vernünfteln. Das beachten die nicht, die glauben, die Anhänger überwundener Religionsvorstellungen mit Vernunftgründen überzeugen zu können. Dem Libanius war sein Hellenentum ein solches Ganze: die griechische Sprache, die er als das kostbarste den Götterliebenden vom Himmel bescherte Geschenk schätzte, die griechische Literatur, die griechische Sitte und Lebensweise, die Göttersagen, die Götterbilder, die Göttertempel, die Feste und die Götter selbst. Von Natur heiter und die Schönheit liebend, rechnete er auch das Theater und den Zirkus zu den unentbehrlichen Bestandteilen des Lebens. Er behandelte beide als Dinge von Wichtigkeit, und in der Rede für Balletttänzer, einer sonst wertlosen Stilübung, sagt er (III, 369), die Ergözung an den schönen Dingen, die man auf der Bühne sehe, sei eine vortreffliche Erholung und stärke zu neuer Arbeit, zu froher Pflichterfüllung. Diesem schönen Ganzen gegenüber stellte sich ihm die christliche Welt als ein Ganzes von entgegengesetztem Charakter dar: eine Welt ohne Götterfeste, ohne Götterbilder, ohne Theater und Kampfspiele, eine Welt voll schmutziger Mönche, die Bußpsalmen heulten; nicht wenig mochte ihn auch zurückstoßen, daß in den Versammlungen der Christen aus Schriften vorgelesen wurde, deren Griechisch nicht das attische, sondern die Sprache der Ruderknechte war. Dieser äußerliche Gegensatz ließ ihm die Wahl keinen Augenblick zweifelhaft erscheinen, ins Wesen der beiden Welten einzubringen, war sein unphilosophischer Geist nicht fähig.

Es versteht sich von selbst, daß er die Christen, die seine Welt mit dem Untergange bedrohten, aus ganzer Seele haßte. Gottlose, Abscheuliche nennt er sie gewöhnlich, aller Laster und Schandthaten hält er sie fähig; ist ein Verbrechen begangen worden, so wittert er einen christlichen Thäter oder Anstifter. Man kann sich leicht vorstellen, mit welchem Jubel er die Thronbesteigung Julian's begrüßt hat, der noch dazu ein ebensolcher Verehrer der griechischen λόγοι war wie er selbst. Ich lachte*) und hüpfte vor Freuden, erzählt er I, 81. „Nun werden die Altäre wieder mit Blut benetzt werden, und wird im Rauch der Fettdampf zum Himmel steigen! Die Götterfeste, für die nur noch ein paar alte Leute Verständnis haben, werden wieder zu Ehren kommen; die Mantik wird wieder hergestellt, die Redekunst bewundert werden; die Römer werden neuen Mut schöpfen, die Barbaren unterliegen.“ In seinen Reden über Julian schilderte er, wie dem Erdrreise das Heil allmählich gekommen sei; wie in Nikomedien das erste Fünkchen in des jungen Prinzen Seele gefallen (das allererste Fünkchen stammte von dem einen seiner beiden ersten Lehrer, dem Eunuchen Mardonius), in Athen ihm die volle Erkenntnis aufgegangen sei, wie er nun den Irrtum abgeschüttelt, gleich einem Löwen die Fesseln zerrissen habe; wie er über die verwüsteten Heiligtümer geweint, ihre Plünderung beklagt und dadurch zu verstehn gegeben habe, daß er sie wieder aufrichten werde; wie ihm von da ab die Götter beigestanden hätten und denen, die seine Herrschaft nicht mit den Schwertern, sondern mit stillen Gebeten und heimlichen Opfern vorbereiteten. An 1. Kor. 3, 6 erinnert die Anrede an Julian I, 423: „All dieses Schöne habe ich gepflanzt, du hast es gepflegt, die Städte ernten die Frucht; gebt, o heilbringende Götter, dem Kaiser das Greisenalter Nestors, dessen Zunge ihr ihm schon verliehn habt!“

Aber auch dem kaiserlichen Freunde gegenüber beobachtete er würdige Zurückhaltung. Bei den Opfern, die Julian unter den Bäumen des Palastes täglich darbrachte, fanden sich die Streber zahlreich ein; Libanius war niemals darunter. Ungerufen zu erscheinen, sagt er, würde er für unverschämte Zudringlichkeit gehalten haben; „den Mann zwar liebte ich, dem Herrscher aber wollte ich nicht schmeicheln.“ Auch nachdem er ein freundliches Billet vom Kaiser erhalten hatte, ging er nicht hin, weil er wußte, daß er am Hofe Feinde habe. Ein Freund beider Männer vermittelte endlich, und nun entspann sich ein lebhafter Verkehr, von dessen Herzlichkeit das wenige zeugt, was sich vom Briefwechsel beider erhalten hat, der damit begonnen hatte, daß sich Julian in Nikomedien Niederschriften der Reden des berühmten Lehrers kommen ließ. Geschenke nahm er, wie schon bemerkt worden ist, nicht an. Gern aber ließ

*) Lachen kann er ja, aber so viel Humor und Geschick hat er nicht, daß man ihn für den Verfasser des Dialogs Philopatris halten könnte, der die Christen als schwarzgallige Träumer und Wolkengucker verspottet, die sich über gute Botschaften ärgern, über schlimme freuen, und die unaufhörlich Elend, Niederlagen und einen großen Umsturz prophezeien. Der Dialog ist unter die Werke Lucians geraten, aber sicherlich unter Julian's Regierung geschrieben; er erwähnt das Trinitätsdogma und schließt mit dem an den unbekannten Gott der Athener gerichteten Dank dafür, daß er ihnen die gegenwärtige Regierung geschenkt habe, unter der sie die Christenpöffen vergessen können.

er sich gefallen, daß er seinen Gehalt aus der Staatskasse, der unter Konstantius ein Zeit lang innebehalten worden war, wieder bekam, und daß ihn der kaiserliche Freund mit dem Quästortitel und der Präfektenwürde schmückte. Julian schied im Zorn von den seiner Ansicht nach höchst undankbaren Antiochenern, und Libanius mahnte sie im Stil der jüdischen Propheten und der christlichen Bußprediger zur Reue und Sühne. Durch nichts könne ihr Verhalten entschuldigt werden; namentlich nicht, daß man, unter dem Vorwande der Freiheit, die eine Festfeier erlaube, Spottlieder auf den Kaiser in den Straßen gesungen habe. „Suchen wir uns durch Trauer und besonnenes Benehmen einigermaßen zu rechtfertigen! Schließen wir die Theater, bringen wir den Sommer ohne Lustbarkeiten zu, strafen wir uns selbst, damit der König nicht zu strafen braucht!“ Es seien ja nicht alle schuldig, aber die Sünden weniger müsse immer das ganze Volk büßen. Das Schrecklichste sei, daß der König gedroht habe und schon Anstalten treffe, seine Residenz von Antiochia nach Tarsus zu verlegen. „Der König, o Sonne, in Tarsus, da Antiochia noch steht! Wir sollen Gesandte nach Sicilien schicken, statt solche von dort zu empfangen! Der Eudnus soll glücklicher sein als der Drontes! Und in solcher Gefahr eilen wir nicht zu den Tempeln, schleppen nicht die einen mit Überredung, die andern mit Gewalt hin, bestürmen nicht die Götter mit Bitten?“ Man sieht, auch die antikisierende Seele des Libanius hat sich vom Byzantinismus nicht ganz frei zu erhalten vermocht.

Während er noch davon träumte, wie Julian jenseits des Euphrats die römische Herrschaft gründen, den griechischen Göttern Tempel bauen und den Rhetoren Lehrstühle errichten werde, empfing er die Nachricht von dem Tode des Kaisers. Wie er selbst versichert — bei einem Rhetor darf man wohl nicht jede Beteuerung wörtlich nehmen —, haben ihn nur die Grundsätze Platons und der Gedanke, daß er seinen Helben verherrlichen müsse, davon abhalten können, sich in sein Schwert zu stürzen. Die beiden Reden, die er dem Gefallnen widmet, gehören zu den wichtigsten Quellen für die Lebensgeschichte des unglücklichen Kaisers. Dessen Untergang hätte den Libanius an seinen Göttern irre machen können; er beschuldigt sie auch wirklich alle der Reihe nach, aber ein richtiger Gläubiger weiß immer Rat; er findet zuletzt, daß die Gottheit die schlecht gewordne Erde verlassen habe, deshalb hätten die Götter ihr den Liebling nur gezeigt, nicht auf die Dauer geschenkt; wie der Vogel Phönix sei er vor den Augen der Menschen vorübergeflogen (I, 511). Das Zelt, in dem er gestorben sei, habe dem Gefängnis des Sokrates geglichen (I, 614). Libanius sucht zu beweisen, daß nicht ein Parther, sondern ein christlicher Meuchelmörder das tödliche Geschloß entsandt habe. Kein Parther habe den Ruhm, sein Volk von dem gefährlichsten Feinde befreit zu haben, und den ihm winkenden Lohn für sich in Anspruch genommen. Sapor selbst habe geäußert, ob sich denn die Römer nicht schämten, daß sie den Mord ungerächt ließen; der Mörder sei ohne Zweifel von denen angestiftet worden, denen Julians Tod am meisten nütze (I, 614 und II, 47). Die angebliche Äußerung Saptors steht in der Rede, die Libanius im Jahre 379 nach der Thronbesteigung des Theodosius an diesen richtet, um ihn zur Ermittlung und Be-

strafung des Mörders aufzufordern. Er beginnt: Trauer und Klage über das Unglück (die Niederlage des Valens bei Adrianopel) nütze nichts; nur Thaten könnten helfen. Was zu thun sei, habe man ehemals in schwierigen Fällen von den Göttern erfragt. Da aber die Orakel jetzt schwiegen in dieser unglücklich gewordenen Welt und man sich auf Menschenvernunft beschränkt sehe, wolle auch er seine Meinung sagen. Die tapfern römischen Heere treffe kein Vorwurf, aber die Gottheit scheine zu zürnen, weil der Mörder Julians noch unbestraft sei.

Da nun jede Aussicht auf Wiederherstellung des Götterdienstes geschwunden ist, sucht er wenigstens die kümmerlichen Reste zu retten und zu schützen. Von Konstantin und seinen Nachfolgern waren eine Reihe von Gesetzen gegen den Götzendienst erlassen worden. (Die Reiskes haben sie nach Gothofred der gleich zu erwähnenden Rede vorangestellt.) Libanius richtet nun eine Mahn- und Schutzschrift an Theodosius, um der weiteren Zerstörung der Tempel und dem, wie er glaubt, über die kaiserlichen Gesetze hinausgehenden Wüten eifriger Christen Einhalt zu thun. (II, 144 ff.) Die Römer, sagt er darin (wie auch bei andern Gelegenheiten), seien mächtig geworden durch ihre Frömmigkeit. Auch Konstantin habe den Licinius mit Hilfe der von ihm angerufenen Götter besiegt. Später aber habe er für vorteilhaft erachtet, einen andern für Gott zu halten, und habe die Tempelschätze zur Gründung von Konstantinopel verwandt. Dann seien von seinen Nachfolgern die Opfer verboten worden, aber noch nicht das Räuchern. Theodosius habe noch kein dergleichen Verbot erlassen. Aber die schwarzgewandigen Mönche, diese unersättlichen Freßer und Säufer, die sich blaß schminkten, um sich das Ansehen von Asketen zu geben, die zerstörten ohne kaiserliche Erlaubnis, was noch von Tempeln übrig geblieben sei. Sogar in Städten wagten sie dergleichen, die ärgsten Verheerungen jedoch richteten sie in den Dörfern an. Wie angeschwollene Ströme ergieße sich der Mönchenschwarm über das Land und raube ihm seine Seele. Denn mit der Tempelgründung habe die Gründung der Ortschaften und der Ackerbau begonnen. Auf die Götter baue noch heut der Landmann, und wenn man sie ihm raubt, so verliert er mit der Aussicht auf Erfolg den Mut und die Lust zur Arbeit. Deshalb gingen die Ernten zurück, und die Leute verarmten. Dazu, fährt Libanius fort, stehlen die Christen den Bauern das Land, indem sie es unter dem Vorwande, es sei Tempelgut, an sich bringen. So verarmen die einen, während die andern, die angeblich ihren Gott mit Fasten ehren, mit fremdem Eigentum schwelgen. Kommen nun die Beraubten, um ihre Not zu klagen, in die Stadt zum Hirten, wie dieser nicht eben sehr rechtschaffne Mann genannt wird, so weist er die Beschwerdeführer ab und belobt die Räuber, obwohl jene, nicht diese, nützliche Unterthanen sind; denn jene sind die Arbeitsbienen, diese aber die Drohnen. Diese Bedrängnis des Bauernstandes ist schlimmer als ein Angriff der auswärtigen Feinde, vor dem die Bürger zu schützen der König doch für seine wichtigste Pflicht hält. Man entschuldige am Hofe des Bischofs Flavian diese Beraubungen damit, daß die Bauern die kaiserlichen Verbote überträten. Daran sei aber gar nicht zu denken, daß diese armen Leute, die schon vor dem Noth des Steuererhebers

zitterten, den Mut finden sollten, dem Kaiser zu trotzen. In Wirklichkeit sei auch gar nichts ungesetzliches geschehn. Nicht geopfert hätten die Bauern, nur im Freien die altgewohnten Festmahlzeiten gefeiert, dabei Weihrauch angezündet, was nicht verboten sei, gesungen und ihre Götter angerufen. Wenn das nicht einmal erlaubt sein solle, so werde man zuletzt die Leute bei ihren täglichen Mahlzeiten im Hause ausspionieren müssen. Wenn sich aber, sagt Libanius dem Kaiser, die Mönche einbilden, durch Bedrängung die Leute zu Christen machen zu können, so sollst du wissen, daß die vermeintlich Bekehrten nur dem Namen nach Christen sind. Sie besuchen zwar die christlichen Versammlungen und machen äußerlich mit, was da geschieht, rufen aber im Herzen entweder niemand oder die Götter an. In solchen Dingen muß man Überredung, nicht Zwang anwenden. (Ähnlich spricht sich Libanius bei andern Gelegenheiten aus, aber auch Athanasius hatte einige Zeit vorher dasselbe gesagt, als die Katholiken von der arianisch gesinnten Regierung verfolgt wurden. Toleranz und Gewissensfreiheit predigen eben alle unterdrückten Minoritäten. Ob sie Libanius auch dem Diokletian gepredigt haben würde? Allerdings hat er es gemißbilligt, daß in Julians Tagen die Heiden Gewalt anwandten, und hat vor zu stürmischem Vorgehn gewarnt; wahrscheinlich aber doch nur, weil er es, belehrt durch den Ausgang der frühern Christenverfolgungen, für unklug hielt.) Wenn dann weiter die Christen behaupteten, das Verschwinden der Heiligtümer gereiche der Menschheit zum Nutzen, so müsse er allerdings fürchten, mit dem, was er freimütig auszusprechen gedenke, dem Großmächtigen zu mißfallen. Die ganze alte Geschichte, namentlich die römische, beweise, daß alles Gedeihen von der Huld der Götter und von der Befolgung ihrer Orakelsprüche abhängt, und daß die Festigkeit der Staaten auf der Gewissenhaftigkeit im Opfern beruhe. Glücklicherweise werde in Rom noch geopfert, ebenso in Ägypten dem Serapis und dem Nil, dem das Land seine Fruchtbarkeit verdanke. So sei es denn wahrlich kein Glück für das Land gewesen, daß Konstantin auf Kosten der Tempel und des Landvolks seine üppige Residenz groß gemacht, daß er die Tempel teils der Zerstörung preisgegeben, teils an seine Günstlinge verschenkt habe, wie man ein Pferd, einen Sklaven, einen Hund, ein goldne Schale wegchenkt. (In einer andern Rede behauptet er sogar, Konstantius habe sie Dirnen als Wohnung angewiesen.) Diese Schenkungen hätten sowohl den Empfängern als den Gebern Verderben gebracht. (Von den Empfängern spricht er in einer andern Rede, wo er zeigt, daß ungerechtes Gut nicht gedeiht.) Konstantin und seine Söhne hätten zeitlebens vor den Persern gezittert und seien teils kinderlos gestorben, teils hätten sie andres Unglück gehabt. Die Tempel zu zerstören, mußte schon darum verboten werden, weil sie dem Fiskus gehörten, der, wenn er sie nicht als Tempel behandeln wolle, aus ihnen wie aus andern fiskalischen Gebäuden Nutzen ziehen könne, und weil sie wertvolle Kunstwerke seien. Sie zerstören, das heiße den Städten die Augen ausstechen. Sei es nicht eine Schande, daß in den Grenzlanden ein Heer statt gegen die Feinde gegen Gebäude der Heimat Krieg führe und einen Tempel zerstöre, der sogar als Festung und als Warte für die Landesverteidigung wichtig gewesen sei? (Es kann ein Tempel in Edessa

oder auch einer in Apamea gemeint sein.) Der Kaiser, der von seiner Umgebung über das, was im Lande vorgehe, nicht wahrheitsgetreu unterrichtet werde, möge solchem Unfug ein Ende machen. Es gebe Statthalter, die sich von ihren Gattinnen leiten ließen und von den Leuten, deren Tugend darin bestehe, daß sie in Trauerkleidern und in Gewändern von Sacktuch einhergingen. So der beredte Fürsprecher der Tempel! Ist es nicht im höchsten Grade interessant, daß wir in seiner Rede beides vereinigt finden: die Urteile der heutigen Katholiken über die Einführung der Reformation und die Säkularisierung des Kirchenguts, und die Anklagen, die unsre Liberalen gegen die Klerikalen erheben? In Theodosius, der bekanntlich dem Heidentum vollends den Garaus machte, hat sich Libanius bitter getäuscht.

Den Schluß der von Johann Christoph Wolf griechisch und lateinisch herausgegebenen Briefsammlung des Libanius macht seine Korrespondenz mit dem berühmten Bischof von Cäsarea in Kappadozien, Basilius dem Großen. Sievers zweifelt die Echtheit an, wendet aber selbst ein, daß sich der Fälscher merkwürdig tief in die Verhältnisse des Libanius eingelebt haben mußte. Richard Förster hat 1878 eine Studie (Francesco Zambeccari und die Briefe des Libanius) veröffentlicht, worin er nachweist, daß der genannte Zambeccari, ein etwa 1443 geborner litterarischer Abenteurer der Renaissance, der Verfasser von ein paar hundert Briefen der Wolffschen Sammlung ist. Was nun die 26 Briefe der erwähnten Korrespondenz (Nr. 1580 bis 1605) betrifft, so meint er, gegen die Echtheit von Nr. 1591 bis 1601 könne man nichts stichhaltiges einwenden, dagegen müßten 1580 bis 1590 angezweifelt werden, 1602 bis 1606 seien wahrscheinlich unecht. (Die letzten vier fehlen auch in der Kölner lateinischen Ausgabe der Werke des Basilius von 1617; die übrigen darin aufgenommenen Briefe weichen im Wortlaut, aber nicht dem Sinne nach von denen der Wolffschen Libaniusausgabe ab, sind also selbständige Übersetzungen aus dem Griechischen.) Die Briefe 1580 bis 1590 sind (oder geben sich als) veranlaßt durch junge Kappadozier, die Basilius zu Libanius in die Schule schickt; bei dieser Gelegenheit sagen die beiden Herren einander in wigiger und geistreicher Form übertriebne Schmeicheleien. Sind sie erfunden, so sind sie doch nach dem Muster der echten gedrechselt. In Nr. 1591 (in der Basiliusausgabe Nr. 153) schreibt der Rhetor dem Bischof: „Ob die jungen Leute, die du mir geschickt hast, bei mir in der Redekunst etwas gelernt haben, magst du selbst beurteilen. Ist es auch vielleicht nicht viel, so hoffe ich doch, deine Liebe zu mir werde es dir bedeutend erscheinen lassen. Was das andre betrifft, das du höher schäzest als die Beredsamkeit, die Mäßigkeit und einen von schlimmen Lüsten freien Geist, so haben sie durch ihren Wandel bewiesen, daß sie dessen, der sie hierher gesandt hat, eingedenk waren. Nimm sie also mit Lob auf, die dir und mir Ehre gemacht haben. Dich ermahnen, ihnen weiter behilflich zu sein [wie Libanius zu thun pflegte, wenn er entlassene Schüler ihren Gönnern zurückschickte], das wäre so, als wollte ich einen Vater mahnen, sich seines Sohnes anzunehmen.“

Wegen der folgenden zwei Briefe möchte ich eine Frage an die Gelehrten richten. Libanius bittet um Dachlatten; bekomme er sie nicht, so müsse er

unter freiem Himmel überwintern, und Basilius antwortet, er schicke ihm so viel, wie Spartaner bei den Thermopylen gekämpft haben. Aus dem etwa 300 Kilometer entfernten kappadozischen Caesarea durch Kamele oder Esel Bretter nach Antiochia holen zu lassen, ist doch wohl keinem eingefallen; haben die beiden Männer je einander so nahe gewohnt, daß ein solches Anliegen denkbar wäre (außer in der Zeit, wo sie beide in Konstantinopel lebten, wo aber der Student Basilius unmöglich Bretterlieferant sein konnte), und ist überhaupt die ganze Situation denkbar? Ist die Bestellung vielleicht ein Scherz, den ich nicht verstehe? Konstantinopel ist übrigens auch durch den sonstigen Inhalt des Briefes ausgeschlossen. Libanius schreibt, alle Bischöfe seien derart, daß man nicht hoffen könne, von ihnen etwas zu bekommen (*πράγμα δυσχρησιμον*, schlechte Gelegenheit zum Fischen; das Wort kommt nur an dieser einzigen Stelle vor), und da sich Basilius noch dazu durch Gelehrsamkeit auszeichne, so fürchte er sich noch mehr, ihn um etwas zu bitten. Basilius antwortete, wenn *χρησιζειν* (fischen) so viel bedeute wie einen Vorteil erlangen, und danach der Sinn des von Libanius gebildeten Wortes zu bestimmen sei, so möge er selbst sagen, welche von beiden Menschenklassen die habgüchtigere und geizigere sei. „Welcher Bischof hat je denen, die seine Reden anhören, Tribut auferlegt oder seine Schüler besteuert? Ihr seid es, die ihr eure Redekunst verkauft!“ — Im folgenden Briefe schreibt Libanius, Basilius solle nicht aufhören, ihm Kappadozier zu schicken. Diese hätten ihn mit ihrem ewigen: *προσκυνῶ σε* (was also eine bei ihnen übliche Redensart, vielleicht die Begrüßung, gewesen sein muß) beinahe schon selbst zum Kappadozier gemacht, aber da sie es von Basilius mitgebracht hätten, müsse er es sich gefallen lassen. Dann teilt ihm Basilius mit, er schreibe in einem mit Schnee bedeckten Hause. Die Häuser seien jetzt Gräber, die Menschen tot, bis der Frühling ihnen wie den Pflanzen wieder Leben spende. Im folgenden Briefe schreibt der Bischof, seine Schüler erzählten ihm, daß in Antiochia zur Zeit kein Mensch von etwas anderm spreche als von der letzten Rede des Libanius; die hohen Beamten, die Offiziere, die Handwerker, sogar die Frauen seien hingeströmt, ihn zu hören; er möge ihm doch ein Exemplar schicken. Libanius thut es, aber Angstschweiß vergießend, denn Basilius, der die Weisheit des Plato und die Redegewalt des Demosthenes in Schatten stelle, sei ein Richter, vor dem man sich fürchten müsse. Es folgen noch ein paar Briefe mit gegenseitigen Schmeicheleien.

Diese Korrespondenz hat viel innere Wahrscheinlichkeit. So ungefähr muß der Verkehr zwischen gebildeten und vornehmen Männern beider Parteien ausgesehen haben, wenn sie geschäftliche Angelegenheiten zu verhandeln hatten, was doch bei der damaligen Mischung häufig der Fall sein mußte. In Antiochien war von den 200 000 Einwohnern die Hälfte christlich. Im ganzen Reiche sollen zu Konstantins Zeit die Christen nach Gibbon bloß ein Zwanzigstel, nach Keim ein Sechstel der Bevölkerung ausgemacht haben, aber unter den christlichen Kaisern wird die Bekehrung besonders bei allen, die die Beamtenlaufbahn einschlugen, rasch fortgeschritten sein, und da es vorzugsweise das Landvolk war, das am alten Glauben festhielt, so werden in den Städten die

Christen überall so zahlreich gewesen sein, daß auch geselliger Verkehr und wirkliche Freundschaften zwischen Leuten verschiedenen Glaubens nicht weniger häufig sein mußten wie heute in Ländern, wo Katholiken und Protestanten beisammen wohnen. Daß junge Christen die Schulen heidnischer Rhetoren besuchten, weiß man auch aus andern Quellen; und gerade dieser Umstand wird die Rhetoren erbittert haben, wenn er ihnen auch äußerliche Höflichkeit und die Maske der Freundschaft aufzwang, denn er gefährdete ihre Existenz. Während ihnen auf der einen Seite Fachschulen, namentlich die Juristenschule von Berytus, immer mehr Schüler entzogen, machten ihnen auf der andern die Christen Konkurrenz. Anstatt der leeren Prunkreden der Rhetoren hörten sich die Leute gewiß schon darum lieber die christlichen Predigten an, weil ihnen hier ein Inhalt, und zwar ein neuer Inhalt geboten wurde; das Christentum war allerdings schon dreihundert Jahre alt, aber doch erst seit Konstantin allgemein bekannt geworden; und selbstverständlich, das war vorauszusehen, würden die Christen eigne Schulen gründen, sobald sie die genügende Anzahl von Lehrern hätten; in Alexandrien gab es ja schon eine berühmte christliche Schule. So wird der im zwölften diesjährigen Heft der Grenzboten S. 683 erwähnte Eugen Schmitt Recht haben mit der Ansicht, daß die hellenische Renaissance des vierten Jahrhunderts zugleich ein Klassenkampf, ein Kampf ums Brot war. Für Libanius ist das Brotinteresse gewiß nicht der Quell seiner Begeisterung für die Götter gewesen, aber ohne Zweifel hat es sie und den Haß gegen die Christen verstärkt; von den andern Rhetoren aber wird sich so mancher den Glauben an die unwahrscheinlich gewordenen Olympier bloß eingeredet oder ihn geheuchelt haben. Das letzte Wort des Libanius, wenn es authentisch ist, erinnert an das berühmte letzte Wort seines kaiserlichen Freundes. Im Sterben soll er auf die Frage, wen er zu seinem Nachfolger in der Leitung der Schule vorschlage, geantwortet haben: „Den Johannes (Chrysostomus), wenn ihn die Christen nicht geraubt hätten.“



Musikalische Zeitfragen

Von Hermann Kretschmar

5. Die Ausbildung der Fachmusiker



ie für alle andern Stände giebt es auch für den Musiker drei Wege berufsmäßiger Ausbildung: 1. auf besonders dazu eingerichteten Lehranstalten, 2. bei einem einzelnen Lehrmeister, 3. den autodidaktischen. In der Regel führt aber keiner von allen dreien zum Ziel, sondern wer ein fertiger Musiker werden will, muß mit ihnen streckenweise abwechseln. Insbesondere kennt die Geschichte keine Musiker, die auf rein autodidaktischem Wege zur Bedeutung gelangt sind; Selbstunterricht und eignes Studium sind unentbehrlich zum Weiterkommen und zum individuellen Abschluß der Ausbildung, aber ganz ungenügend für